

Alt-schweizerische Brunnen-Röhren

Autor(en): **Weber, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **71/72 (1918)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

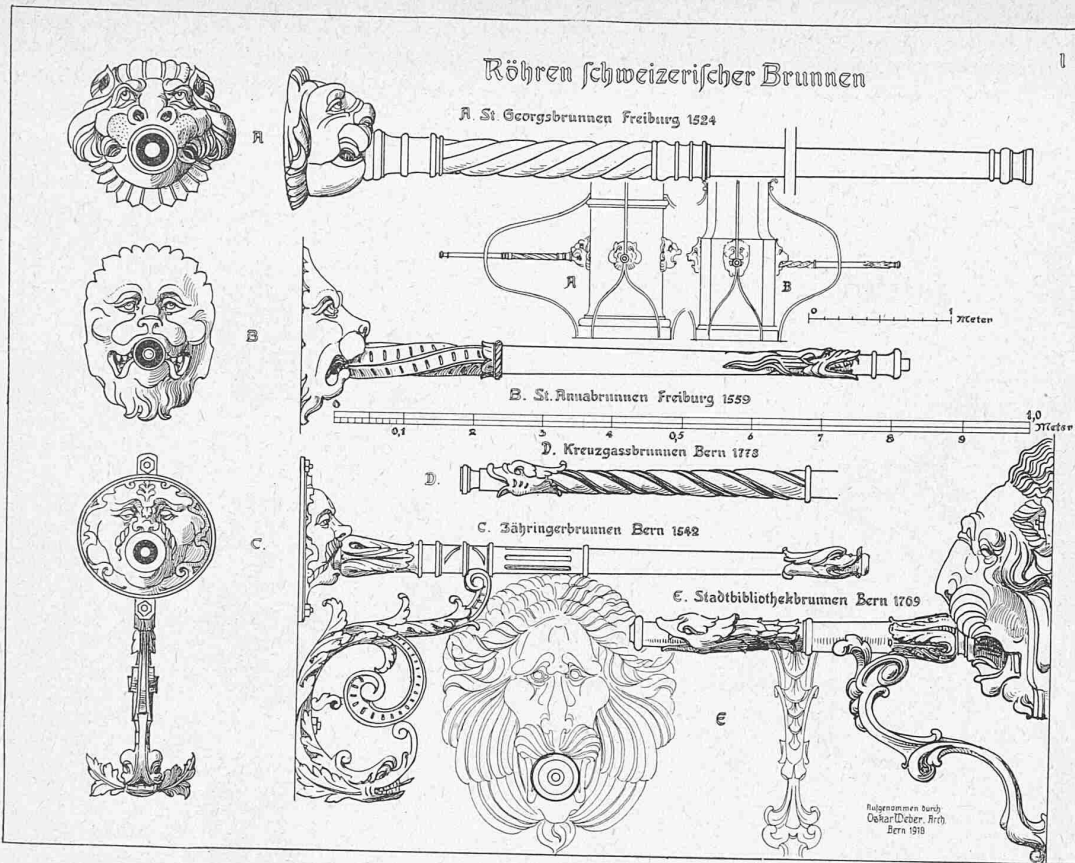
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-34746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Anlagen die Wirtschaftlichkeit der elektrischen Wärmeerzeugung weit grösser ist, als wir noch vor einem Jahre angenommen haben.

Es wird infolgedessen möglich sein, dass wir uns in der Schweiz durch Ausnützung unserer Wasserkräfte noch in höherem Masse vom Auslande unabhängig machen, als wir bisher angenommen haben. Jedes kg Kohle, das durch elektrische Wärme ersetzt wird, bedeutet einen Schritt in dieser Richtung, und für den Ingenieur ist es eine Freude, wenn es ihm die Verhältnisse gestatten, hier mitzuwirken. Haben wir doch Alle in diesen schweren Zeiten in erhöhtem Masse den Wunsch, durch unsere Arbeit der Gesamtheit, wenn auch in noch so bescheidener Weise, nützlich zu sein.

mit trockener Luft geheizt werden sollen, z. B. die Carderie und eventuell die Bureaux. Der Hauptteil der Luft durchströmt die im Kanal aufgestellten Befeuchtungsbrausen F und wird durch einen aufsteigenden Schacht B mit Abzweigungskanälen den einzelnen Spinnsälen zugeführt. Infolge der von den Spinnmaschinen erzeugten Eigenwärme genügt für die meisten Spinnereien die Heizung vorwiegend oder ganz mit Nachtstrom. Die in den Sälen abgekühlte Luft wird auf der andern Seite des Gebäudes durch einen Schacht abgesaugt und dem Ventilator wieder zugeführt; dabei hat man es in der Hand, durch entsprechendes Verstellen der Klappen M und N diese Luft teilweise ins Freie entweichen zu lassen und durch Frischluft zu ersetzen. Im Winter kann tagsüber das Luftbefeuchtungswasser durch einen elektrischen Durchflusskessel vorgewärmt werden.

Die *Weberei* wird direkt durch eingebaute Gussheizkörper, event. mit Zirkulation der Luft im Saal selbst, oder mittels elektrischer Röhrenheizkörper geheizt. Die *Schlichterei*, in der die Fäden durch Tränken mit einer kleisterähnlichen Schlichtmasse und nachherigem Abstreifen und Trocknen geglättet werden, wird wie folgt elektrisch bedient: In den Schlichtmaschinen selbst sind direkt elektrische Heizkörper mit passender Regulierfähigkeit eingebaut. Für das Kochen der Schlichtmasse wurde ein besonderer kleiner Dampfkessel im Schlichtraum aufgestellt, sodass die Wärmeverluste auf ein Mindestmass reduziert sind.

Wenn die betreffende Anlage teilweise über eigene Wasserkraft verfügt, sind die Kosten des elektrischen Betriebes sehr gering. Aber auch bei Bezug des Stromes stellen sich heute die Kosten infolge des vorzüglichen Wirkungsgrades der elektrischen Anlagen nicht höher als bei Betrieb mit Kohle.

In der geschilderten Weise kann sich manche Textilfabrik vollständig von der Kohlenzufuhr unabhängig machen; bei vielen Fabriken ist dies wenigstens im Sommer für die Schlichterei möglich. Das Stilllegen der Dampfkesselanlage während des Sommers lässt sich in vielen Anlagen leicht durch Einführung der elektrischen Heizung erreichen, und sollte, da es grosse Kohlenersparnis mit sich bringt, überall unbedingt angestrebt werden.

Zum Schlusse möchte ich als Ergebnis meiner bisherigen praktischen Erfahrung betonen, dass bei sorgfältigem Studium der

Alt-schweizerische Brunnen-Röhren.

(Zu den Abbildungs-Gruppen I, II und III, Seiten 185 bis 187.)

Die Schönheit einer grossen Zahl unserer schweizerischen Brunnen ist schon öfters in Fachzeitschriften und literarischen Arbeiten gewürdigt worden; allgemeine Form der Brunnen, die Bedeutung der sie bekrönenden Figuren, Aufstellungsart und Lage im Strassenbild und die Form der Brunnenbecken haben schon ihre Behandlung gefunden. Die öffentlichen Brunnen sind aber im Lauf der Zeit mehr und mehr zu einem blossen Zierstück geworden, weil durch die Einführung des Hochdruckwassers in die Mehrzahl der

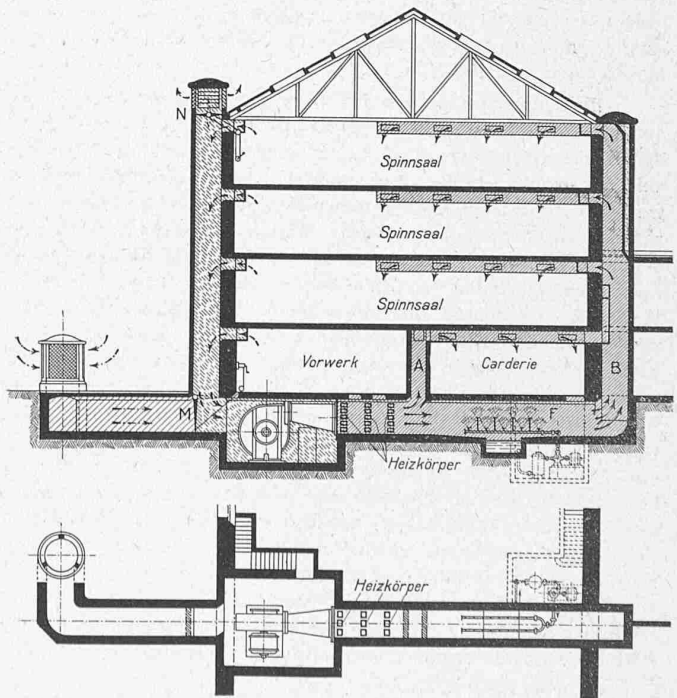
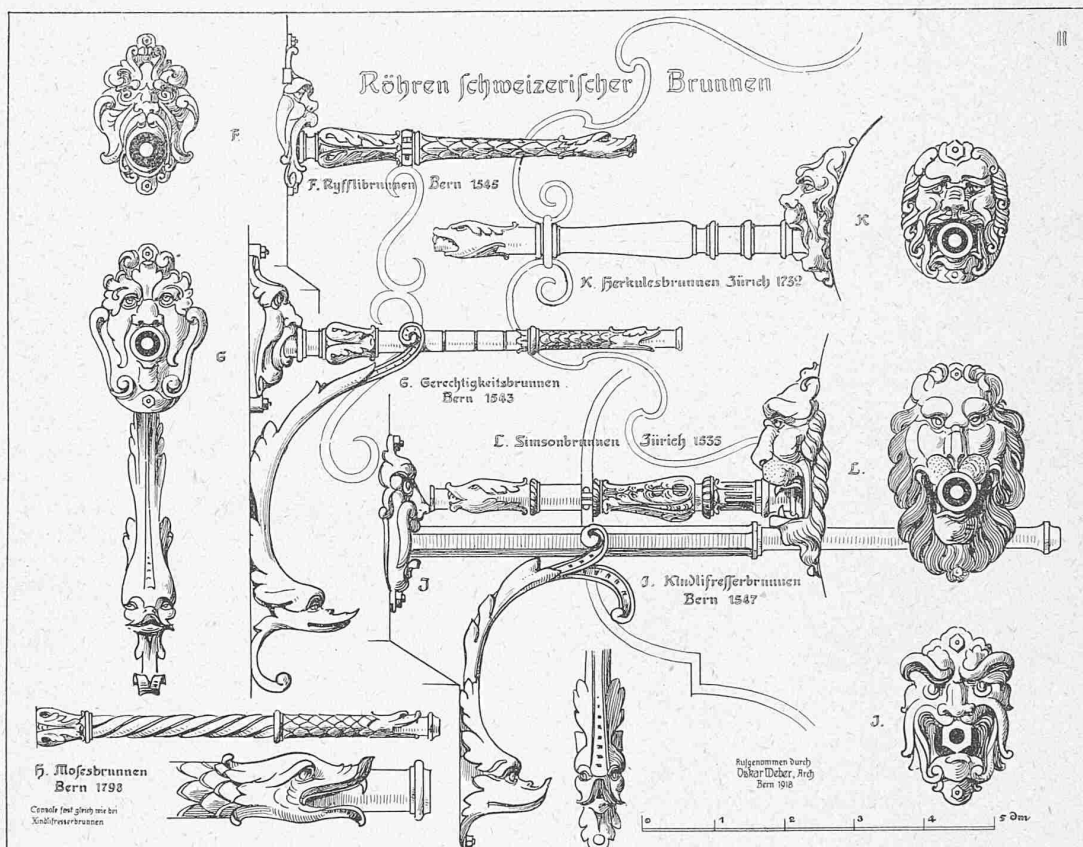


Abb. 13. Elektrische Heizungsanlage in einer Spinnerei. — Schnitte 1: 400.

städtischen Wohnungen der ursprünglich hochwichtige wirtschaftliche Zweck der Strassen-Brunnen in den Hintergrund gedrängt worden ist. Nachdem sich die Mägde und Handwerker von den Brunnenröhren zurückgezogen haben, nachdem die meisten Leute den Brunnen nur

und Freiburg sind eine Reihe von Brunnenröhren durch schmiedeeiserne Bügel gehalten; auch der Ryffli-Brunnen in Bern hat eiserne Rohrstützen. Die dargestellten Beispiele zeigen, mit welcher Liebe diese Vermittler des köstlichen Quellwassers zu künstlerischem



noch von weitem beschauen, wird unser alter Freund mancherorts gerade für gut genug erachtet, als „Blumentreppe“ zu dienen.¹⁾ Man nehme die Ansichtskarten gewisser Städte zur Hand, auf denen Brunnen abgebildet sind, und man wird staunen, welche Orgien die Gärtner mit Hilfe dieser Brunnenstöcke feiern. Sofern dem Brunnen an sich keine künstlerische Bedeutung zukommt, ist gegen eine vernünftige Dekoration mit Blumen gewiss nichts einzuwenden. Zu bekämpfen aber ist der Unverstand, der ein Kunstwerk mit einer banalen minderwertigen Häufung von Blumen- und Blattpflanzen übertönt und zudeckt.

Einer der Bestandteile der Brunnen, der unter dieser Sucht am meisten leidet, ist die Brunnenröhre. Sie wird leider sehr oft den Blicken ganz entzogen. Um sie wieder zur Geltung zu bringen, sind die in drei Gruppen hier veröffentlichten Aufnahmen gemacht worden. Aus diesen wenigen Beispielen, die allerdings die interessantesten Objekte aus der Schweiz in sich schliessen dürften, geht schon hervor, welche reiche Auswahl von Lösungen für den gleichen Zweck da zu finden ist. Es können einzelne dieser Röhren als Typus für die Röhren und Löwenköpfe einer Reihe von Brunnen der betreffenden Stadt bezeichnet werden, der entweder einfach wiederbenutzt oder etwas variiert wurde. Zu beachten ist auch, wie in einzelnen Städten sich charakteristische Motive weiter entwickeln. In Luzern z. B. pflegte man den Wasserstrahl schräg aufwärts zu richten, wie am Weinmarkt-Brunnen; der Mündungskopf erhält Drachenform. In Bern wird die Röhre durch eine Bronze-konsole gehalten und versteift. Dieses Motiv wurde in Freiburg an zwei Brunnen weitergebildet, hat aber nur noch dekorative Bedeutung, die allerdings für diese Brunnen sehr wesentlich ist; leider sind die vier Konsolen am Tapferkeits-Brunnen in Freiburg verschwunden. Mit Ausnahme des eisernen Löwenkopfes beim Stadtbibliothek-Brunnen in Bern sind alle hier dargestellten Köpfe und Röhren sowie die ornamentierten Konsolen aus Bronze. In Zürich

¹⁾ Wenn nicht gar als Pissoir-Rückwand, wie auf der Stüssihofstatt in Zürich, um wieder einmal auf diese unglaubliche Geschmacklosigkeit aufmerksam zu machen!
Red.

Ausdruck gebracht wurden und wie verschiedenartig und originell sich uns der gleiche Gegenstand in den verschiedenen Epochen und den verschiedenen Städten darbietet.

Darum lasse man auch diesen Kunstwerken, sofern es sich um solche handelt, die Möglichkeit, ihre Schönheit unverhüllt zur Entfaltung zu bringen.
O. Weber, Arch., Bern.

Die Erneuerung alter Städte.

Von Dr. Ing. Hans Schwab, Arch. in Basel.¹⁾

Seit Abbruch der Tradition hat die Baukunst die mannigfachen Wandlungen erlebt. Die formale Desorganisation, die das 19. Jahrhundert, das Zeitalter der Technik und der Erfindungen, mit sich brachte, die Scheintendenz, übertrug sich vom Kunstgewerbe auch auf die Architektur. Da die mit der Tradition gefallene feste Richtlinie fehlte, bemächtigte sich der Architektenschaft eine Planlosigkeit, ein Schwanken, das durch das Nachahmen aller vorangegangenen Stilperioden deutlich zum Ausdruck kommt. Nicht nur Einzelgebäude, ganze Quartiere, die sich unsern alten Städten angegliedert haben, sind beredte Zeugen dafür, sind sie doch vom ästhetischen wie auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus Absonderlichkeiten: Niedrige, villenartige Gebäude verlieren sich zwischen vierstöckigen Häuserreihen; Fabriken schädigen die in unmittelbarer Nähe liegenden Wohngebäude; Hohes und Niederes, Schönes und Hässliches verbinden sich zu einem wirren, planlosen Durcheinander.

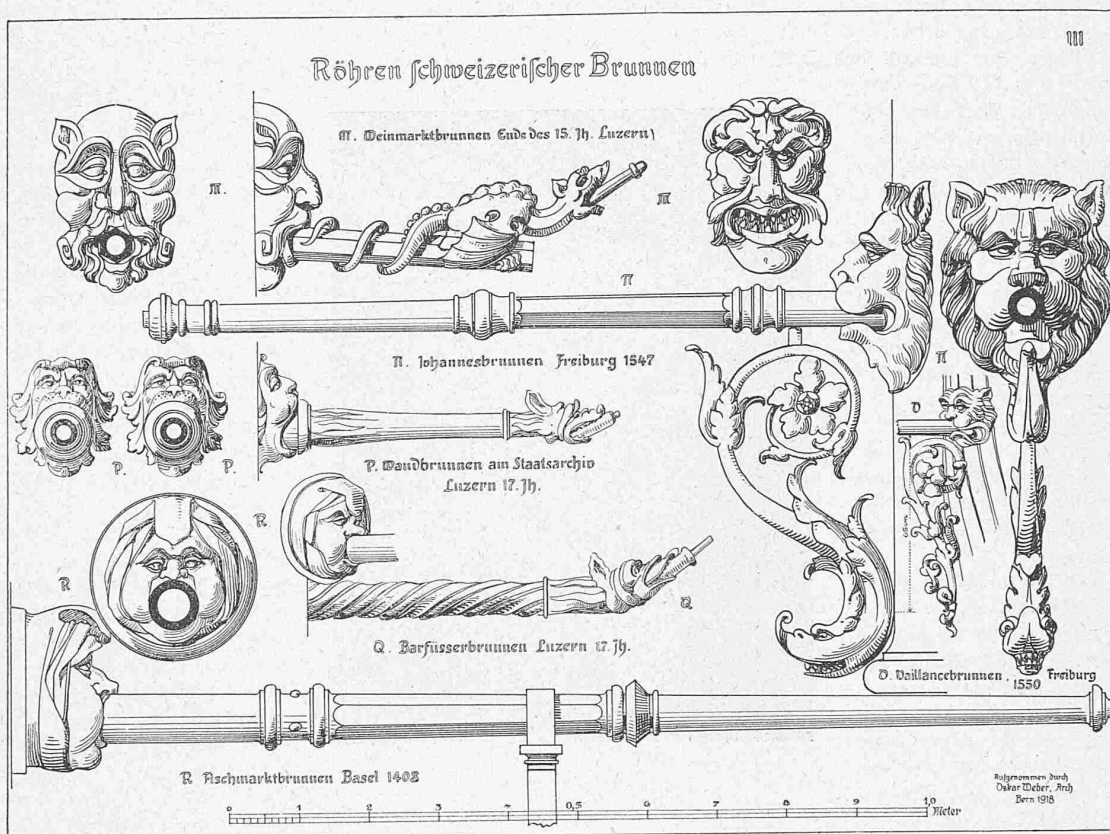
Dass dies für die Weiterentwicklung der Städte höchst gefährliche Misstände sind, wurde in den sich sprungweise ausdehnenden Millionenstädten zuerst empfunden. Durch Aufstellen rationaler Bebauungspläne ward sodann eine gesunde Entwicklung unter Berücksichtigung ästhetischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Momente angebahnt; eine Sonderung, eine Lokalisierung und zugleich ein Zusammenfassen der einzelnen Betriebe zu grossen

¹⁾ Wir geben hier diese Meinungsäusserung wegen ihres zur Ueberlegung anregenden Wertes wieder, ohne ihr dadurch rückhaltlos zustimmen zu wollen.
Red.

Einheiten von Miet- und Geschäftshäusern eingeleitet und durchgeführt. Es sind dies Massnahmen, deren segensreichem Beispiel bald auch Gross- und Mittelstädte folgten, und heute ist das Aufstellen von Bebauungsplänen eine aktuelle Frage, auch in der Schweiz.

Gebäude ist eine grosse, gleichförmige Baumasse anwendbar, ausgedehnt auf ganze Strassenzüge aber entschieden abzulehnen.

Unsere Schweizerstädte haben ausnahmslos eine Jahrhunderte lange Entwicklung durchgemacht und sich damit einen ausgespro-



Bei Ausarbeitung von Bebauungsplänen für unsere Schweizerstädte handelt es sich um zwei von einander zu trennende Aufgaben: 1. Schaffung von Erweiterungszonen, d. h. Errichtung *neuer* Quartiere; 2. Sanierung, Erneuerung historischer *alter* Stadtteile. Während bei Lösung der ersten Aufgabe die architektonische Fantasie des Schöpfers sich freier entfalten kann, ist diese bei der zweiten Lösung an Schranken gebunden: die Neuschöpfungen haben sich dem vorhandenen Stadtbilde anzupassen.

Die Notwendigkeit einer Trennung beider Aufgaben in ihrer Behandlung wird in der Jetztzeit zu wenig erkannt und berücksichtigt. Der Architekt lässt sich zu sehr von den Richtlinien leiten, die sich aus dem Sanierungsbedürfnis neuer Weltstädte ergeben haben, die zu grossen Einheiten, zu mächtigen Baublocks, zu einer Uniformierung der Städtebilder führen, wie das Ergebnis der Plankonkurrenz zur Korrektur der Greifengasse in Basel beweist.¹⁾ Trotzdem diese eine Verkehrsader zur Altstadt bildet, in direktem Zusammenhang mit der Altstadt steht, wurde kein Anschluss an deren Architektur verlangt, sondern ausschliesslich grosstädtische Baublocks berücksichtigt. Nach dem mit dem I. Preise ausgezeichneten und zur Ausführung empfohlenen Entwurf würde sich das Strassenbild aus einer mehrfachen Wiederholung ein und desselben, uniform nüchtern gegliederten Blocks zusammensetzen. Solche Uniformierung hat sich in Weltstädten aus der Notwendigkeit ergeben und ist bei Massensiedlungen, bei einer Grosstadt ohne Tradition, d. h. ohne charakteristisches Gepräge, die gegebene Bauform.

In einer Altstadt aber ist solch grosstädtische Bauweise nicht, oder nur in beschränktem Masse anwendbar. Die hohen, für breite Boulevards zugeschnittenen Häuserblocks sind in unsern, wenn auch erweiterten Strassen Abnormitäten. Ihre wuchtigen Massen erfordern eine uniforme Behandlung, die mit unserem Städtebild in Widerspruch steht. Mit ihnen würde das Heimische einem ungerechtfertigten Grosstadtbild weichen müssen, das unserer Kultur nicht entspricht; sie würden ein Uniformieren aller Städte, ein Untergehen jeder Individualität bedeuten. Für einzelne, besonders hervorzuhebende

chenen Charakter erworben, ein individuelles, mittelalterliches Gepräge bewahrt. Der Charakter einer Stadt wird durch die Architektur ihrer Plätze und Hauptstrassen, den Marktplatz, den Rathausplatz, die Kirchplätze und ihre Verbindungstrassen bestimmt. Die historischen Bauten, ihre Stellung im Stadtbild, die Art, wie sie sich den Bodenbewegungen anpassen, sich die Naturschönheiten zu Nutze ziehen, geben der Stadt ihren künstlerischen Reiz.

In den Hauptstrassen sind die Häuser meist auf drei Stockwerke über dem Erdgeschoss beschränkt, und von staffelförmig aneinanderhängenden steilen Satteldächern bedeckt. Meist sind die verschiedenen Hausfronten zu einer einheitlichen Strassenfront zusammengefasst, was ein ruhiges, einheitliches Strassenbild ergibt, in dem aber der Einzelbesitz nicht untertaucht, sondern durch individuelle Gliederung und Behandlung der Einzelformen seinen Ausdruck findet. Zu diesen allgemeinen Merkmalen mittelalterlicher Bauweise gesellen sich noch lokale Formen, speziell schweizerischer Art, wie weite Dachüberstände, Vouten, Laubenanlagen, die unsere Städte charakterisieren.

Bezeichnend ist, wie sich die verschiedenen Stilperioden der mittelalterlichen Baumasse untergeordnet haben. In Bern z. B. haben sich die barocken Fassaden der überlieferten Baumasse wundervoll eingefügt. Es kommt dort in der mittelalterlichen Einheit der Strassenzüge eine selten reiche Mannigfaltigkeit in der Behandlung der einzelnen Fassaden zum Ausdruck.

Und darin haben wir einen Fingerzeig, wie wir Schweizer unsere Stadtbebauungspläne auszuarbeiten, unsere schönen alten Städte zu erneuern haben, wenn die Notwendigkeit sich einstellt, wenn Raummangel, verkehrstechnische und hygienische Anforderungen eine Umgestaltung verlangen. Wir wollen ihre schlichte Schönheit nicht durch fremde Pracht, durch grosstädtische Monumentalarchitektur übertrumpfen. Ebensowenig aber soll dem sinnlosen Kopieren mittelalterlicher Motive, das eine Zeit lang „Mode“ war, das Wort geredet sein. Nein, ein Stil ist der Ausdruck seiner Zeit und lässt sich nicht kopieren. Wir müssen darum aus unserer Zeit heraus schaffen, doch nicht im fremden, grosstädtischen,

¹⁾ Vergl. dessen Darstellung in Nr. 10 dieser Zeitschrift (vom 9. März 1918).